

The image shows the front cover of a book. The cover is a deep, dark red or maroon color. In the background, there is a faint, light-colored silhouette of a Gothic-style building with a tall, pointed spire. The text is centered and printed in a light, serif font. The author's name 'COLM TÓIBÍN' is at the top, followed by the title 'DER ZAUBERER' in larger letters. At the bottom, it says 'ROMAN | HANSER'. The book's spine is visible on the right side, showing the edges of the pages.

COLM
TÓIBÍN
DER
ZAUBERER

ROMAN | HANSER

Über das Buch

Feinfühlig, vorurteilslos, unterhaltsam — Colm Tóibíns neuer großer Roman über Thomas Mann

Ein literarisches Ereignis. Colm Toibin erzählt mit einmaliger Empathie das Leben von Thomas Mann als Roman. Von der Kindheit in Lübeck bis zur Heirat in München, von der Gegnerschaft gegen die Nazis bis zum amerikanischen Exil. Wie viele Gesichter hatte der weltberühmte Autor und Familienvater, der sein Gefühlsleben verborgen hielt, zerrissen zwischen homosexuellem Begehren und familiärem Pflichtgefühl, zwischen der Wonne der Bürgerlichkeit und der künstlerischen Askese? Selten wurde so feinfühlig, vorurteilslos und mit frappierender Leichtigkeit über den legendären Schriftsteller und seine schillernde Familie geschrieben. Ein Künstlerroman, wie man ihn in Deutschland noch nie gelesen hat.



Colm
Tóibín

Der Zauberer

Roman

Aus dem Englischen von Giovanni Bandini

Carl Hanser Verlag

Der Zauberer

Erstes Kapitel

Lübeck 1891

Seine Mutter wartete oben, während die Dienstboten den Gästen Mäntel, Shawls und Hüte abnahmen. Bis alle in den Salon geleitet worden waren, blieb Julia Mann in ihrem Zimmer. Thomas und sein älterer Bruder Heinrich und ihre Schwestern Lula und Carla sahen vom ersten Treppenabsatz aus zu. Bald, wussten sie, würde ihre Mutter erscheinen. Heinrich musste Carla ermahnen, still zu sein, andernfalls würde man sie alle ins Bett schicken, und sie würden den großen Augenblick verpassen. Ihr Brüderchen Viktor schlief in einem Zimmer im Obergeschoss.

Das Haar streng zurückgesteckt und mit einer farbigen Schleife zusammengebunden, trat Julia aus ihrem Schlafzimmer. Ihr Kleid war weiß, und ihre schwarzen Schuhe waren, eigens aus Mallorca bestellt, so schlicht wie Tanzschuhe.

Sie schloss sich der Gesellschaft gleichsam widerstrebend an, wobei sie den Eindruck vermittelte, noch vor Augenblicken ganz allein mit sich an einem Ort gewelt zu haben, der interessanter war als das festliche Lübeck.

Sobald sie den Salon betreten hatte, würde Julia, nach einem kurzen Blick in die Runde, unter den Gästen jemand Bestimmtes entdecken, gewöhnlich einen Mann, jemand so Fernliegendes wie Herrn Kellinghusen, einen weder jungen

noch alten Mann, oder Franz Cadovius, der den Silberblick von seiner Mutter geerbt hatte, oder Amtsrichter August Leverkühn mit seinen schmalen Lippen und dem gestutzten Schnauzbart, und dieser Mann würde dann zum Brennpunkt ihrer Aufmerksamkeit werden.

Ihr Zauber rührte aus der Aura von Fremdartigkeit und Fragilität, die sie mit solchem Charme ausstrahlte.

Dennoch lag Freundlichkeit in ihren feurigen Augen, wenn sie ihren Gast nach seiner Arbeit und seiner Familie und nach seinen Plänen für den Sommer befragte, und apropos Sommer würde sie seine Meinung zum relativen Komfort verschiedener Hotels von Travemünde zu erfahren wünschen, um sich dann nach Grandhotels an entlegeneren Orten wie Trouville oder Collioure oder irgendeinem Badeort an der Adria zu erkundigen.

Und bald würde sie eine beunruhigende Frage stellen. Sie würde wissen wollen, was ihr Gegenüber von einer normalen, respektierlichen Frau aus ihrem gemeinsamen Bekanntenkreis hielt. Mitschwingen würde dabei die Andeutung, dass der Lebenswandel genannter Frau Gegenstand einiger Mutmaßungen und Meinungsverschiedenheiten unter den Bürgern der Hansestadt war. Die junge Frau Stavenhitter etwa oder Frau Mackenthun oder das alte Fräulein Distelmann. Oder irgendeine andere, noch unbedeutendere und zurückgezogener lebende Person. Und wenn ihr bestürzter Gast versicherte, er könne nur Gutes über diese Dame sagen, ja, er habe überhaupt nur das Allgemeinste über sie zu berichten, würde Thomas' Mutter der Überzeugung Ausdruck verleihen, dass der Gegenstand ihres Gespräches

ihrer wohlüberlegten Ansicht nach eine ganz wunderbare, schlicht entzückende Frau sei und Lübeck sich glücklich schätzen könne, sie zu ihren Bürgerinnen zu zählen. Dies würde sie im Tone einer Enthüllung sagen, wie etwas, das vorerst noch absolut vertraulich behandelt werden müsse, ja etwas, was bislang noch nicht einmal ihrem Gatten, dem Senator, mitgeteilt worden sei.

Am folgenden Tag würde sich herumsprechen, wie ihre Mutter sich verhalten und wessen sie namentlich Erwähnung getan hatte, bis schließlich Heinrich und Thomas durch ihre Schulkameraden davon erfahren würden, so als handelte es sich dabei um ein ganz modernes Theaterstück, frisch aus Hamburg, das gerade aufgeführt worden war.

An Abenden, an denen der Senator in einer Sitzung war, oder wenn Heinrich und Thomas, nach Beendigung ihrer Geigenübungen und ihrer Abendmahlzeit, schon in ihren Nachtkleidern steckten, erzählte ihre Mutter ihnen von ihrem Heimatland, Brasilien, einem so gewaltig großen Land, sagte sie, dass niemand wusste, wie viele Menschen dort lebten oder wie sie aussahen, oder welche Sprachen sie benutzten, einem Land, das viele Male größer als Deutschland war, in dem es keinen Winter gab und es niemals frohr oder auch nur richtig kalt wurde, und in dem ein einziger Fluss, der Amazonas, mehr als zehnmal so lang und zehnmal so breit wie der Rhein war, mit vielen kleineren Nebenflüssen, die tief in den Urwald hineinreichten, mit Bäumen, die höher waren als irgendwo sonst auf der Welt, und Menschen, die niemand je gesehen hatte oder sehen würde, da sie den Urwald so gut wie

niemand anderes kannten und sie sich deswegen vor jedem Eindringling oder Fremden verstecken konnten.

»Erzähl uns von den Sternen«, sagte Heinrich dann.

»Unser Haus in Paraty lag am Wasser«, erwiderte Julia dann. »Es gehörte beinah zum Wasser, wie ein Boot. Und wenn es Nacht wurde und wir die Sterne sehen konnten, waren sie strahlend hell und zum Greifen nah. Hier im Norden sind die Sterne weit oben und unscheinbar. In Brasilien sind sie so gut zu sehen wie die Sonne bei Tag. Sie sind kleine Sonnen, funkelnd und uns Menschen nah, besonders denen unter uns, die nicht weit vom Wasser wohnen. Manchmal, sagte meine Mutter, hätte man nachts in den Zimmern des Obergeschosses ein Buch lesen können, so klar war das Licht der Sterne auf dem Wasser. Und schlafen konnte man wegen der Helligkeit nur bei geschlossenen Fensterläden. Als ich ein Mädchen war, so alt wie eure Schwestern, glaubte ich wirklich, überall auf der Welt sei es so. Es war ein Schock, als ich in meiner ersten Nacht in Lübeck die Sterne nicht sehen konnte. Sie waren völlig von Wolken verdeckt.«

»Erzähl uns vom Schiff!«

»Ihr müsst jetzt schlafen.«

»Erzähl uns die Geschichte von dem ganzen Zucker!«

»Tommy, du kennst die Geschichte vom Zucker doch schon.«

»Bitte, nur noch mal ein kleines Stück!«

»Also, für das ganze Marzipan, das in Lübeck hergestellt wird, verwendet man Zucker, der aus Brasilien kommt. So wie Lübeck wegen des Marzipans berühmt ist, ist es Brasilien für seinen Zucker. Wenn also die guten Menschen

von Lübeck an Heiligabend ihr Marzipan essen, verspeisen sie, ohne es zu wissen, ein Stück von Brasilien. Sie essen Zucker, der eigens für sie übers Meer kam.«

»Warum machen wir nicht unseren eigenen Zucker?«

»Das musst du deinen Vater fragen.«

Jahre später fragte sich Thomas, ob der Entschluss seines Vaters, statt der bräsigen Tochter eines der heimischen Schiffsmagnaten oder einer der alteingesessenen Kaufmanns- und Bankiersfamilien Julia da Silva-Bruhns zu ehelichen, deren Mutter dem Vernehmen nach Blut südamerikanischer Indianer in ihren Adern hatte, nicht der Beginn des Verfalls der Manns gewesen war, der Beweis dafür, dass in den Geist dieser Familie ein Hunger nach dem prächtig Fremdartigen eingedrungen war — einer Familie, die es bis dahin nur nach dem gelüftet hatte, was achtbar war und eine stetige Rendite versprach.

In der Stadt erinnerte man sich an Julia als an ein kleines Mädchen, das nach dem Tod seiner Mutter mit seiner Schwester und seinen drei Brüdern nach Lübeck gekommen war. Ein Onkel nahm sich ihrer an, und als sie zum ersten Mal in der Stadt auftauchten, sprachen die Kinder nicht ein einziges Wort Deutsch. Sie wurden von Persönlichkeiten wie der alten Frau Overbeck, die für ihr entschiedenes Festhalten an den Gebräuchen der Evangelisch-reformierten Kirche bekannt war, mit Argwohn betrachtet.

»Ich habe diese Kinder sich einmal, als sie an der Marienkirche vorbeikamen, bekreuzigen sehen«, sagte sie. »Es mag vielleicht notwendig sein, mit Brasilien Handel zu treiben, aber mir ist kein früherer Fall bekannt, dass ein

Lübecker Bürger eine Brasilianerin geheiratet hätte, nicht ein einziger!«

Julia, zum Zeitpunkt ihrer Heirat erst siebzehn, gebar fünf Kinder, die sich zwar mit all der Würde betrugten, die von Kindern eines Senators zu erwarten war, gleichwohl aber auch mit einem Zusatz von Stolz und Selbstbewusstsein und noch etwas anderem, was einem Sinn für Zurschaustellung nahekam, den Lübeck noch nicht erlebt hatte und der, wie Frau Overbeck und ihr Kreis hofften, nicht in Mode kommen würde.

Infolge dieser Entscheidung, außerhalb des Üblichen zu heiraten, wurde der Senator, der übrigens elf Jahre älter als seine Frau war, mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu betrachtet, so als hätte er in italienische Gemälde oder seltene Majolika investiert, Dinge, die zur Befriedigung eines Geschmacks erworben wurden, den der Senator und seine Vorfahren bis dahin zu zügeln gewusst hatten.

Bevor sie am Sonntag zur Kirche aufbrachen, mussten sich die Kinder einer gründlichen Musterung durch den Vater unterziehen, während sie auf ihre Mutter warteten, die noch in ihrem Ankleidezimmer verweilte, um Hüte anzuprobieren oder ihre Schuhe zu wechseln. Heinrich und Thomas mussten ein gutes Beispiel abgeben, indem sie eine ernste Miene zur Schau trugen, während Lula und Carla versuchten stillzustehen.

Als Viktor geboren wurde, achtete Julia bereits weit weniger auf die strengen Regeln, die ihr Ehemann aufgestellt hatte. Es gefiel ihr, wenn die Mädchen bunte Schleifen und Strümpfe trugen, und sie gestattete den

Jungen längeres Haar und eine größere Freiheit in ihrem Betragen.

Julia kleidete sich für den Kirchgang elegant, wobei sie oft nur eine einzige Farbe trug — zum Beispiel ein Grau oder ein dunkles Blau, mit passenden Strümpfen und Schuhen, und als einzige Auflockerung ein rotes oder gelbes Hutband. Ihr Gatte war für die gediegene Präzision seiner Kleidung bekannt, die er von einem Schneider in Hamburg anfertigen ließ, sowie für seine stets untadelige Erscheinung. Der Senator wechselte sein Hemd täglich, mitunter sogar zweimal am Tag, und er besaß eine umfangreiche Garderobe. Sein Schnurrbart war nach französischer Mode lang ausgezogen. Mit seinem anspruchsvollen Geschmack repräsentierte er die Firma in ihrer ganzen Solidität, hundert Jahre bürgerlicher Tugenden, aber in der Erlesenheit seiner Garderobe äußerte sich seine persönliche Überzeugung, dass ein Mann in Lübeck zu sein mehr als Geld oder kaufmännischen Erfolg bedeutete, es stand nicht nur für Gesetztheit, sondern auch für eine wohlüberlegte Stilsicherheit.

Zu seiner Bestürzung geschah es auf dem kurzen Weg vom Mann'schen Haus an der Beckergrube zur Marienkirche häufig, dass Julia Leute, vergnügt und ohne Scheu beim Namen rufend, grüßte — etwas, was in der Geschichte von Lübeck an einem Sonntag noch niemals vorgekommen war und Frau Overbeck und deren unverheiratete Tochter in ihrer Überzeugung bestärkte, dass Frau Mann, zumindest in ihrem Herzen, noch immer eine Katholikin war.

»Sie ist putzsüchtig und töricht, und das sind die Merkmale einer Katholikin«, sagte Frau Overbeck. »Und dieses Band an ihrem Hut ist die schiere Frivolität.«

Wenn sich dann in der Marienkirche die weitere Verwandtschaft versammelte, fiel auf, wie blass Julia war und wie seltsam verführerisch sich ihre Blässe von ihrem schweren kastanienbraunen Haar und ihren geheimnisvollen Augen abhob, die auf dem Prediger mit einem Ausdruck halb verhüllten Spotts ruhten, einem Spott, der dem Ernst, den die Familie ihres Gatten und deren Freunde der Religionsausübung angedeihen ließen, gänzlich fremd war.

*

Thomas begriff, dass es seinem Vater missfiel, wenn seine Gattin über ihre Kindheit in Brasilien sprach, insbesondere in Anwesenheit der Mädchen. Sein Vater freute sich allerdings, wenn Thomas ihn bat, vom alten Lübeck zu erzählen und zu schildern, wie das Familienunternehmen seit seinen bescheidenen Anfängen in Rostock stetig gewachsen war. Es schien seinem Vater Freude zu machen, wenn Thomas ihn auf dem Heimweg von der Schule im Kontor besuchte, sich setzte und sich anhörte, was es von Schiffen und Speichern und Finanzpartnern und Versicherungen zu berichten gab, und sich dann später an alles erinnerte, was man ihm erklärt hatte.

Selbst entferntere Verwandte gelangten mit der Zeit zu der Überzeugung, dass, während Heinrich verträumt und aufsässig wie seine Mutter war und einen Geschmack für Bücher entwickelte, der junge Thomas mit seiner wachen,

ernsten Art derjenige war, der die Firma in das nächste Jahrhundert führen würde.

Als die Mädchen älter wurden, versammelten sich alle Kinder im Ankleidezimmer ihrer Mutter, wenn ihr Vater in seinen Klub oder zu einer Sitzung gegangen war, und Julia nahm ihre Geschichten über Brasilien wieder auf und erzählte, wie weiß die Kleidung war, die die Menschen dort trugen, und wie viel gewaschen werden musste, damit jeder schön und besonders aussah, die Männer ebenso wie die Frauen, die Schwarzen ebenso wie die Weißen.

»Es war nicht wie in Lübeck«, sagte sie. »Niemand hielt es für nötig, ernst und feierlich zu sein. Es gab keine Frau Overbeck, die die Lippen schürzte. Keine Familien, die wie die Esskuchens unentwegt Trauer trugen. Wenn man in Paraty drei Menschen sah, dann redete einer von ihnen und die beiden anderen lachten. Und sie waren alle in Weiß.«

»Lachten sie über einen Witz?«, fragte Heinrich.

»Sie lachten einfach. Das war eben das, was sie taten.«

»Aber worüber denn?«

»Liebling, ich weiß es nicht. Aber das taten sie nun einmal. Manchmal kann ich nachts noch immer dieses Lachen hören. Es kommt mit dem Wind heran.«

»Können wir einmal nach Brasilien fahren?«, fragte Lula.

»Ich glaube nicht, dass euer Vater möchte, dass ihr nach Brasilien fahrt«, sagte Julia.

»Aber wenn wir älter sind?«, fragte Heinrich.

»Wir können nie voraussehen, was passieren wird, wenn wir älter sind«, sagte sie. »Vielleicht werdet ihr dann überallhin fahren können. Überallhin!«

»Ich möchte lieber in Lübeck bleiben«, sagte Thomas.

»Es wird deinen Vater freuen, das zu hören«, erwiderte Julia.

*

Thomas lebte noch mehr in einer eigenen Traumwelt als sein Bruder Heinrich oder seine Mutter, oder auch seine Schwestern. Selbst seine Gespräche mit seinem Vater über Speicherhäuser waren lediglich weitere Facetten einer Fantasiewelt, in der er selbst oft als griechischer Gott auftrat oder auch als eine Gestalt aus einem Kindermärchen, oder als die Frau in dem Ölgemälde, das sein Vater im Treppenhaus aufgehängt hatte, mit dem glühenden, begierigen, erwartungsvollen Ausdruck im Gesicht. Mitunter fragte er sich, ob er nicht in Wirklichkeit älter und stärker als Heinrich war, oder ob er seinen Vater nicht tagtäglich als ein Ebenbürtiger zum Kontor begleitete, oder schließlich ob er nicht Matilde war, die für das Ankleidezimmer seiner Mutter verantwortliche Zofe, die darauf achtete, dass ihre Schuhe ordentlich paarweise standen und dass ihre Parfümflakons nie leer wurden und dass ihre geheimen Dinge in den dafür vorgesehenen Schubladen blieben, seinen neugierigen Blicken entzogen.

Wenn er die Leute sagen hörte, er sei derjenige, der es in der Geschäftswelt zu Ansehen bringen würde, wenn er Besucher mit seinem Wissen über anstehende Lieferungen beeindruckte und die Namen von Schiffen und entlegenen Häfen kannte, erschauderte er fast bei dem Gedanken, dass diese Menschen, wenn sie gewusst hätten, wer er wirklich war, ihn mit anderen Augen betrachtet hätten. Wenn sie in ihn hätten hineinsehen und erkennen können, wie oft er

sich bei Nacht und sogar tagsüber gestattete, zur Frau in dem Gemälde im Treppenhaus zu werden, mit all ihren glühenden Begierden, oder jemand, der mit einem Schwert in der Hand oder einem Lied auf den Lippen über das Land zog — hätten sie verwundert die Köpfe darüber geschüttelt, wie geschickt er sie getäuscht und wie listenreich er seines Vaters Anerkennung gewonnen hatte, welch ein Schwindler und Hochstapler er war und wie wenig man ihm vertrauen konnte.

Heinrich wusste natürlich, wer er war, und hatte vom Traumleben seines jüngeren Bruders eine hinlänglich klare Vorstellung, nicht nur, um beurteilen zu können, dass es sein eigenes an Reichweite und Tiefe übertraf, sondern auch, um zu begreifen, dass Thomas, wie er ihn gewarnt hatte, je weiter er seine Verstellungskunst trieb, desto mehr Gefahr lief, entlarvt zu werden. Anders als sein Bruder machte Heinrich der Familie nichts vor. Die Begeisterung des Heranwachsenden für Heine und Goethe, für Bourget und Maupassant war ebenso klar und offenkundig wie seine Gleichgültigkeit gegen Schiffe und Speicher. Letztgenannte Dinge langweilten ihn, und noch so viele Ermahnungen hielten ihn nicht davon ab, seinem Vater gegenüber zu betonen, dass er mit dem Familienunternehmen nicht das Geringste zu schaffen haben wollte.

»Ich habe dich während des Mittagessens dabei beobachtet, wie du den kleinen Geschäftsmann gegeben hast«, sagte er zu Thomas. »Alle außer mir sind darauf hereingefallen. Wann wirst du ihnen endlich verraten, dass du nur Theater spielst?«

»Ich spiele nicht Theater.«

»Man wird dir auf die Schliche kommen.«

Heinrich war es mit der Zeit gelungen, sich so klar von den Familienangelegenheiten zu distanzieren, dass sein Vater lernte, ihn in Ruhe zu lassen, und sich stattdessen darauf konzentrierte, kleinere Fehler in Umgangsformen oder Betragen seines zweiten Sohnes und seiner zwei Töchter zu korrigieren. Julia versuchte, Heinrich für Musik zu interessieren, aber er weigerte sich, weiter Klavier oder Geige zu üben.

Heinrich hätte sich schon bald gänzlich von der Familie gelöst, dachte Thomas, wäre nicht seine große Anhänglichkeit an seine Schwester Carla gewesen. Da zwischen den beiden ein Unterschied von zehn Jahren bestand, war Heinrichs Verhältnis zu seiner Schwester eher väterlicher als brüderlicher Natur. Seit sie ein Säugling gewesen war, hatte Heinrich Carla im Haus umhergetragen. Und später, als sie älter wurde, lehrte er sie Kartenspiele und spielte mit ihr eine sanftere Version von Verstecken, an der nur sie beide beteiligt waren.

Seine Zuneigung für Carla gestattete es Beobachtern, seine weiche Seite, seine Rücksichtnahme zu bewundern. Obwohl er Freunde und männliche Beschäftigungen hatte, denen er sich widmen musste, ging Heinrich auf Carlas Forderungen stets liebevoll ein. Wenn Lula auf die Aufmerksamkeit, die ihre Schwester erhielt, eifersüchtig wurde, schloss Heinrich auch sie mit ein, aber ihr wurde oft langweilig dabei, da ihre Schwester und ihr älterer Bruder eine ganz eigene Art der Verständigung und wechselseitigen Erheiterung zu besitzen schienen.

»Heinrich ist herzensgut«, sagte ein Cousin. »Wäre er nur gleichermaßen praktisch veranlagt, bräuchte man um die Zukunft der Familie nicht zu bangen.«

»Es ist ja immer noch Tommy da«, sagte Tante Elisabeth, sich Thomas zuwendend. »Tommy wird die Firma in das zwanzigste Jahrhundert führen. Ist das nicht dein Plan?«

Und dann rang sich Thomas, der den leichten Spott in ihrer Stimme nicht überhört hatte, ein Lächeln ab.

Obwohl man davon überzeugt war, dass seine Widerspenstigkeit von der mütterlichen Linie herrührte, begann Heinrich mit der Zeit die Geschichten seiner Mutter langweilig zu finden, ebenso wenig schien er ihre fragile Empfindsamkeit geerbt zu haben, ihren Hang zum Gesuchten, Erlesenen. Seltsamerweise entwickelte sich Heinrich, trotz seines Geredes von Dichtung und Reisen und Kunst, mit seiner offenen und entschlossenen Art, ob er es wollte oder nicht, zunehmend zu einem reinblütigen, echten Vertreter der Familie Mann. Ja, wenn er auf den Straßen von Lübeck gesehen wurde, wies seine Tante Elisabeth gern darauf hin, wie sehr er seinem Großvater Johann Siegmund Mann ähnelte, mit diesem schweren Schritt, den sie mit dem alten Lübeck in Verbindung brachte, und ebenso mit der gewichtigen Sprechweise seiner väterlichen Vorfahren. Jammerschade, dass ihm jegliche Begeisterung für Handelsgeschäfte fehlte.

Thomas war klar, dass die Leitung der Firma zu gegebener Zeit nicht seinem älteren Bruder, sondern ihm anvertraut, dass das Haus, das seinen Großeltern gehört hatte, früher oder später zu seinem Reich werden würde. Er konnte es dann, so sagte er sich, mit Büchern füllen. Im

Geiste sah er bereits, wie er die oberen Zimmer umgestalten und die Kontorräume im Parterre in irgendein anderes Haus verlegen würde. Er würde sich Bücher aus Hamburg kommen lassen, so wie sein Vater dort seine Garderobe bestellte, und aus ferneren Orten, vielleicht sogar aus Frankreich, wenn er es schaffte, Französisch zu lernen, oder aus London, sobald sein Englisch besser wäre. Er würde in Lübeck ein Leben führen wie noch niemand zuvor, mit einem Geschäft, das er insoweit konsolidiert haben würde, dass die Erträge lediglich dazu ausreichten, seine anderen Interessen zu finanzieren. Eine französische Ehefrau wäre angenehm, dachte er. Sie würde ihrem gemeinsamen Leben einen zusätzlichen Glanz verleihen.

Er stellte sich vor, dass seine Mutter in das Haus in der Mengstraße käme, um sich anzusehen, wie sie sich dort eingerichtet hatten, und ihr Werk loben würde: den neuen Flügel, den sie gekauft hatten, die Gemälde aus Paris, die französischen Möbel.

Mit zunehmendem Alter fand Heinrich deutlichere Worte, um Thomas darauf hinzuweisen, dass seine Bemühungen, wie ein echter Vertreter der Manns zu erscheinen, eine bloße Pose waren, eine Pose zudem, deren Fadenscheinigkeit immer evidenter wurde, als Thomas begann, unverhohlenen Gedichte zu lesen, als er es nicht mehr vermochte, seine Begeisterung für Kultur zu verheimlichen, und als er es, zumindest sporadisch, seiner Mutter gestattete, ihn auf dem Bechstein zu begleiten, während er die Geige spielte.

Mit der Zeit büßten Thomas' Bemühungen, Interesse an Schiffen und Handel vorzutäuschen, mehr und mehr an

Glaubwürdigkeit ein. Während Heinrich seine Ambitionen inzwischen mit trotziger Offenheit kundtat, war Thomas nervös und verschlossen, konnte aber dennoch nicht verheimlichen, wie sehr er sich verändert hatte.

»Warum besuchst du deinen Vater nicht mehr im Kontor?«, fragte seine Mutter. »Er hat es mehrmals erwähnt.«

»Morgen gehe ich hin«, sagte Thomas.

Auf dem Heimweg von der Schule malte er sich dann aber aus, wie gemütlich er es sich zu Hause machen würde, irgendwo ganz für sich, allein mit seinem Buch oder auch einfach nur mit seinen Träumereien. Und verschob den Besuch des Kontors auf einen späteren Wochentag.

Thomas erinnerte sich an eine Szene in diesem Haus, seine Mutter am Flügel und er selbst an der Geige, als Heinrich unerwartet in der Tür erschienen und dort stehen geblieben war. Während er weiterspielte, wurde Thomas urplötzlich der Anwesenheit seines Bruders gewahr. Einige Jahre lang hatten sie sich ein Zimmer geteilt, doch mittlerweile nicht mehr.

Heinrich, vier Jahre älter als er, von hellerem Teint, war zu einem gutaussehenden Mann geworden: Das war, was Thomas bemerkte.

Heinrich, der damals achtzehn war, merkte offensichtlich, dass er von seinem jüngeren Bruder beobachtet wurde. Ein, zwei Sekunden lang musste er auch erkannt haben, dass dieser Blick ein Moment von unbehaglichem Begehren enthalten hatte. Das Musikstück, erinnerte sich Thomas, war langsam und technisch anspruchslos gewesen, eine von Schuberts frühen Kompositionen für Klavier und

Violine, oder vielleicht sogar die Transkription eines Liedes. Die Aufmerksamkeit seiner Mutter hatte ausschließlich dem Notenblatt gegolten, weswegen sie nicht bemerkte, wie die zwei Brüder einander ansahen. Thomas hätte nicht einmal sagen können, ob ihr überhaupt bewusst war, dass Heinrich dastand. Langsam, errötend vor Verlegenheit darüber, was sein Bruder in ihm erkannt hatte, wandte Thomas den Blick ab.

Nachdem sein Bruder wieder gegangen war, bemühte sich Thomas verzweifelt, im Takt mit seiner Mutter zu spielen, als ob nichts vorgefallen wäre. Schließlich mussten sie allerdings abbrechen, da er zu viele Fehler machte.

Dergleichen kam nie wieder vor. Heinrich hatte lediglich das Bedürfnis verspürt, ihn wissen zu lassen, dass er ihn durchschaute. Das war alles. Doch die Erinnerung blieb: das Zimmer, das Licht aus dem hohen Fenster, seine Mutter am Flügel, seine eigene Einsamkeit, während er dicht bei ihr stand und zu spielen versuchte, und die Musik, die leisen Töne, die sie gemeinsam hervorbrachten. Und dann, plötzlich, der Blickkontakt. Und die Rückkehr zur Normalität, oder zu etwas, was einem Außenstehenden, wäre er ins Zimmer gekommen, wie Normalität hätte erscheinen können.

Heinrich war froh, das Gymnasium zu verlassen und bei einer Buchhandlung in Dresden eine Stelle anzunehmen. In seiner Abwesenheit wurde Thomas noch verträumter. Er schaffte es einfach nicht, sich auf den Lernstoff zu konzentrieren oder den Lehrern nennenswerte Aufmerksamkeit zu schenken. Im Hintergrund lauerte, wie ein diffuses Donnergrollen, die Überzeugung, dass er sich,

wenn die Zeit für ihn käme, sich wie ein Erwachsener zu verhalten, als gänzlich untauglich erweisen würde.

Also würde er stattdessen den Verfall verkörpern. Verfall würde in den Tönen schwingen, die er spielte, wenn er auf der Geige übte, und in den Wörtern, die er in Büchern las.

Er wusste, dass er unter Beobachtung stand, und das nicht nur im Kreis der Familie, sondern auch in der Schule, in der Kirche. Er liebte es, seiner Mutter beim Klavierspielen zu lauschen und ihr zu folgen, wenn sie in ihr Boudoir ging. Aber ebenso sehr gefiel es ihm, auf der Straße bemerkt, als ein würdiger Sohn des Senators geachtet zu werden. Er hatte die Selbstgefälligkeit des Vaters in sich aufgesogen, besaß aber ebenso etwas von der künstlerischen Natur, der Wunderlichkeit seiner Mutter.

In Lübeck waren manche der Ansicht, dass die Brüder tatsächlich nicht nur Indizien eines Verfalls innerhalb ihrer eigenen Familie waren, sondern zugleich auch Vorboten einer sich ausbreitenden allgemeinen Schwäche, die in diesem Teil Deutschlands, der einst so stolz auf seine Mannhaftigkeit gewesen war, umso mehr ins Auge fiel.

Somit hing viel von ihrem jüngsten Bruder Viktor ab, geboren, als Heinrich neunzehn und Thomas fast fünfzehn war.

»Da die zwei Ältesten zu solchen Liebhabern der Poesie geworden sind«, sagte Tante Elisabeth, »wollen wir hoffen, dass der Jüngste Konten und Geschäftsbücher vorzieht.«

*

Im Sommer, sobald die Familie zu ihren vierwöchigen Ferien an der See in Travemünde eintraf, wurde jeder Gedanke an Schule und Lehrer, an Grammatik und Gleichungen und den verhassten Turnunterricht verbannt.

Im Strandhotel, einem Gebäude im Stil eines Schweizerhauses, erwachte der fünfzehnjährige Thomas in einem blitzsauberen, kleinen Zimmer mit altmodischen Möbeln zum Geräusch eines Gärtners, der unter dem strahlend weißen Himmel eines Ostseemorgens Kies harkte.

Zusammen mit seiner Mutter und Ida Buchwald, ihrer Gesellschafterin, frühstückte er auf dem Balkon des Speisesaals oder draußen unter der großen Kastanie. Hinter ihnen war der kurz gemähte Rasen, der erst dem höheren Uferbewuchs und schließlich dem Sandstrand wich.

Sein Vater schien aus den kleinen Mängeln des Hotels Befriedigung zu schöpfen. Er erklärte, die Tischdecken seien nicht ordentlich gewaschen und die Papierservietten vulgär; das ungewohnte Brot und die metallenen Eierbecher fand er schlicht unzumutbar. Und dann, nachdem sie sich seine Klagen eine Zeit lang angehört hatte, zuckte Julia irgendwann die Schultern und lächelte.

»Wenn wir wieder zu Hause sind, wird alles perfekt sein.«

Als Lula ihre Mutter fragte, warum ihr Vater sie so selten zum Strand begleitete, lächelte sie.

»Er ist gern im Hotel, und er möchte nicht an den Strand gehen. Warum sollten wir ihn also zwingen?«

Thomas und seine Geschwister gingen mit seiner Mutter und Ida an den Strand und machten es sich auf den Lehnstühlen bequem, die das Hotelpersonal für sie aufstellte. Das Summen der Unterhaltung zwischen den zwei Frauen verstummte immer nur dann, wenn jemand Neues erschien, und dann setzten sich beide auf, um zu sehen, wer es war. War dann die Neugier gestillt, nahmen sie, in einer Art von tragem Geflüster, ihr Gespräch wieder auf. Und bald ging, auf ihr Drängen hin, Thomas in seinem Badeanzug ans Wasser, watete zögernd hinein. Anfangs fürchtete er sich vor der Kälte, hüpfte mit jeder sanften Welle empor, um sich schließlich der Umarmung des Wassers zu ergeben.

An den nicht enden wollenden Nachmittagen gab es Stunden vor dem Musikpavillon, oder Zeiten, da Ida ihm unter den Bäumen hinter dem Hotel etwas vorlas, bevor sie sich in der Dämmerung ans Ende der Uferbefestigung setzten und mit einem Taschentuch den vorüberfahrenden Schiffen zuwinkten. Und dann würde es auch Zeit für das Abendessen sein, und später ging er oft ins Zimmer seiner Mutter, um ihr dabei zuzuschauen, wie sie sich für ihren Abstieg zum Speisesaal in der verglasten Veranda des Hotels zurechtmachte, wo sie und ihr Gatte, umgeben nicht nur von Hamburger, sondern auch von englischen und sogar russischen Familien, dinieren würden, während er sich selbst zum Schlafengehen fertig machte.

An regnerischen Tagen, an denen der Westwind die See zurücktrieb, verbrachte er immer einige Zeit am Klavier in der Hotelhalle. Es hatte in seinem Leben viel hämmernde Walzermusik erdulden müssen, und Thomas konnte ihm

nicht die gleichen vollen Töne und Untertöne entlocken, die der Flügel zu Hause hervorbrachte, aber es hatte einen ganz eigenen komischen, gedämpft gurgelnden Klang, den er, wie er wusste, vermissen würde, wenn die Ferien erst vorbei wären und sie nach Lübeck zurückkehren müssten.

In jenem letzten Sommer kehrte sein Vater schon nach wenigen Tagen, unter dem Vorwand, dass ihn dringende Arbeit erwarte, nach Lübeck zurück. Doch als er wiederkam, ließ er sich zum Frühstück nicht blicken, und wie strahlend der Tag auch sein mochte, blieb er im Salon, wo er, ein Plaid um sich geschlagen, dasaß und las, als wäre er ein Invalide. Da er sie auf keinen ihrer Ausgänge begleitete, lebten sie weiter so fort, als wäre er noch nicht wieder zurück.

Erst als Thomas eines Abends seine Mutter suchte und schließlich im Zimmer seines Vaters fand, war er gezwungen, seinen Vater zur Kenntnis zu nehmen, der im Bett lag und mit offenem Mund an die Zimmerdecke starrte.

»Der Ärmste«, sagte seine Mutter, »die Arbeit hat ihn völlig erschöpft. Diese Ferien werden ihm guttun.«

Am nächsten Tag gingen seine Mutter und Ida ihren gewohnten Tätigkeiten nach, ohne ein Wort darüber zu verlieren, dass sie den Senator in seinem Bette liegend zurückgelassen hatten. Als Thomas seine Mutter fragte, ob sein Vater krank sei, erinnerte sie ihn daran, dass der Senator sich einige Monate zuvor einer kleineren Operation an der Blase unterzogen hatte.

»Er ist noch auf dem Wege der Genesung«, sagte seine Mutter. »Bald hält ihn nichts mehr vom Baden ab!«

Seltsam war, dachte Thomas, wie wenig er sich entsinnen konnte, dass sein Vater während früherer Sommerferien jemals geschwommen wäre oder am Strand gelegen hätte. Vielmehr erinnerte er sich an ihn, wie er in einem Liegestuhl auf der Veranda Zeitung las, seinen Vorrat an russischen Zigaretten griffbereit neben sich auf dem Tisch, oder wie er in der Stunde vor dem Diner draußen vor dem Zimmer seiner Mutter wartete, während drinnen Julia verträumt ihr Wesen trieb.

Eines Tages, als sie vom Strand zurückkehrten, bat seine Mutter ihn, den Vater in seinem Zimmer zu besuchen, ihm vielleicht sogar vorzulesen, sollte er den Wunsch äußern. Als Thomas einwandte, er wolle sich die Kurkapelle anhören, beharrte sie darauf und erklärte, sein Vater erwarte ihn.

Er saß aufrecht im Bett, ein reines weißes Tuch um den Hals, während der Hotelbarbier ihn rasierte. Er nickte Thomas zu und bedeutete ihm, sich auf den Stuhl zu setzen, der dem Fenster am nächsten stand. Thomas' Blick fiel auf ein Buch, das bäuchlings aufgeschlagen dalag, und er blätterte ein wenig darin. Es war die Sorte Buch, dachte er, die Heinrich lesen mochte. Er hoffte, sein Vater würde ihn nicht auffordern, ihm daraus vorzulesen.

Er versenkte sich in die langsame, komplizierte Manier, in der der Barbier seinen Vater rasierte: Breite Schwünge der Messerklinge wechselten sich mit winzigen Zuckbewegungen ab. Als der Barbier mit einer Hälfte des Gesichts fertig war, trat er einen Schritt zurück, um sein Werk zu begutachten, und griff dann zu einer kleinen

Schere, um Härchen um die Nase und auf der Oberlippe abzuschneiden. Sein Vater starrte geradeaus.

Dann nahm der Barbier seine Arbeit wieder auf und schabte den restlichen Schaum ab. Als er damit fertig war, holte er eine Flasche Kölnisch Wasser hervor, trug, während sein Vater zusammenzuckte, freigebig davon auf und klatschte schließlich zufrieden in die Hände.

»Das wird die Lübecker Barbieri beschämen«, sagte er, indem er das Tuch entfernte und zusammenfaltete. »Und die Herren werden für die beste Rasur nach Travemünde strömen!«

Thomas' Vater lag auf dem Bett. Sein gestreifter Pyjama war tadellos gebügelt. Thomas sah, dass die Fußnägel seines Vaters sorgfältig geschnitten waren, mit Ausnahme der kleinen Zehe seines linken Fußes, wo der Nagel sich gleichsam um die Zehe herumgerollt hatte. Er wünschte, er hätte eine Schere gehabt, dann hätte er versucht, ihn richtig zu schneiden. Und dann ging ihm auf, welch ein absurder Einfall das war. Sein Vater würde ihm schwerlich gestatten, ihm die Fußnägel zu schneiden.

Er hatte noch immer das Buch in der Hand. Wenn er es nicht rasch beiseitelegte, bestand die Gefahr, dass sein Vater es sah und ihn bat, ihm daraus vorzulesen, oder ihm möglicherweise eine Frage dazu stellte.

Bald schloss sein Vater die Augen, als sei er eingeschlafen, doch schon kurz darauf schlug er sie wieder auf und starrte mit leerem Blick auf die gegenüberliegende Wand. Thomas fragte sich, ob dies ein geeigneter Augenblick wäre, seinem Vater Fragen über Schiffe zu stellen, welche demnächst im Hafen erwartet wurden und

welche bereit zum Ablegen waren. Und vielleicht, wenn sein Vater gesprächig wurde, sich nach den Schwankungen des Getreidepreises zu erkundigen. Oder auf Preußen zu sprechen zu kommen, damit sein Vater Gelegenheit hätte, sich über die fragwürdigen Manieren und die ungehobelten Tischsitten preußischer Beamter, selbst solcher, die von sich behaupteten, aus guten Familien zu stammen, auszulassen. Er blickte wieder zu seinem Vater und sah, dass er tief und fest schlief. Kurze Zeit später schnarchte er bereits. Thomas dachte, dass er jetzt das Buch auf den Nachtschrank legen konnte. Er stand auf und trat näher ans Bett. Durch die Rasur sah das Gesicht seines Vaters nicht nur glatt aus, sondern auch blass.

Er wusste nicht, wie lange er noch bleiben sollte. Er wünschte sich, jemand vom Hotel würde mit frischem Wasser oder frischen Handtüchern kommen, aber vermutlich war schon alles parat. Mit dem Erscheinen seiner Mutter rechnete er nicht. Er wusste, dass sie ihn zu seinem Vater geschickt hatte, um selbst im Hotelgarten ausspannen oder mit Ida und seinen Schwestern oder mit Viktor und dem Kindermädchen wieder an den Strand gehen zu können. Wenn er einen Fuß vor die Tür dieses Zimmers setzte, würde sie bestimmt davon erfahren.

Er ging auf und ab, berührte die frisch gewaschenen Laken, trat dann aber aus Angst, seinen Vater zu stören, vom Bett zurück.

Als sein Vater einen Schrei ausstieß, klang er so fremd, dass Thomas im ersten Augenblick glaubte, es sei noch jemand anders im Zimmer. Dann aber begann sein Vater lauthals Worte auszustoßen, und was Thomas hörte, war

die vertraute Stimme, obschon die Worte keinen Sinn ergaben. Sein Vater setzte sich aufrecht im Bett auf und hielt sich den Magen. Mit einiger Mühe schaffte er es, vom Bett aufzustehen, nur um gleich wieder kraftlos auf die Matratze zurückzufallen.

Thomas' erste Reaktion war, erschrocken zurückzuweichen, doch als sein Vater sich stöhnend, die Hände noch immer auf seinen Magen gepresst, zurückfallen ließ, kam Thomas näher und fragte ihn, ob er seine Mutter holen sollte.

»Nichts«, sagte sein Vater.

»Was? Soll ich Mutter nicht holen?«

»Nichts«, wiederholte sein Vater. Er öffnete die Augen und sah Thomas an, das Gesicht zu einer Grimasse verzerrt.

»Du weißt nichts«, sagte sein Vater.

Thomas stürzte aus dem Zimmer. Als er auf der Treppe merkte, dass er eine Etage zu weit hinuntergelaufen war, rannte er wieder hinauf in die Halle und fand den Concierge, der sofort den Direktor herbeirief. Gerade als er beiden erklärte, was vorgefallen war, erschienen seine Mutter und Ida.

Er folgte allen hinauf auf das Zimmer, nur um feststellen zu müssen, dass sein Vater friedlich schlafend auf dem Bette lag.

Die Mutter seufzte und entschuldigte sich leise für die Aufregung. Thomas wusste, dass es vergebliche Mühe gewesen wäre, ihr erklären zu wollen, was er mitangesehen hatte.

*

Sein Vater verlor auch weiter an Kräften, als sie wieder in Lübeck waren, doch er lebte bis zum Oktober.

Er hörte seine Tante Elisabeth sich beklagen, der Senator habe, als er auf seinem Sterbebett lag, die Gebete des Pastors mit einem brüsken »Amen« unterbrochen.

»Er war nie ein guter Zuhörer«, sagte sie, »aber ich hätte eigentlich gedacht, dass er bei dem Herrn Pastor eine Ausnahme machen würde.«

In den letzten Lebenstagen ihres Vaters schien Heinrich zu wissen, wie er sich seiner Mutter gegenüber zu verhalten hatte, aber Thomas fiel beim besten Willen nichts ein, was er ihr hätte sagen können. Wenn sie ihn umarmte, drückte sie ihn zu fest an sich; er hatte das Gefühl, dass sie ihm seine angestregten Bemühungen, sich zu befreien, übelnahm.

Als er Tante Elisabeth einer Cousine gegenüber im Flüsterton das Testament seines Vaters erwähnen hörte, entfernte er sich mit gleichgültiger Miene und schlich sich dann näher heran, nah genug, um sie sagen zu hören, dass Julia nicht zu viel Verantwortung aufgebürdet werden könne.

»Und die Jungen!«, sagte sie. »Diese zwei Jungen! Jetzt ist die Familie wirklich am Ende. Nun werden mich die Leute auf der Straße auslachen, dieselben Leute, die sich vorher immer verbeugten.«

Als sie fortfahren wollte, bemerkte die Cousine, dass Thomas lauschte, und stieß sie mit dem Ellbogen leicht an.

»Thomas, gehe und siehe zu, dass deine Schwestern ordentlich gekleidet sind«, sagte Tante Elisabeth. »Ich sah Carla mit höchst unpassenden Schuhen.«

Bei dem Begräbnis nahm Julia Mann alle Beileidsbezeugungen matt lächelnd entgegen, ermutigte jene, die sie aussprachen, jedoch nicht, auch nur ein weiteres Wort an sie zu richten. Sie zog sich, ihre Töchter dicht bei sich, in ihre eigene Welt zurück und überließ es ihren Söhnen mit denen zu sprechen, die gekommen waren, um ihnen ihr Beileid auszudrücken.

»Könntet ihr diese Leute von mir fernhalten?«, bat sie.
»Und wenn sie fragen, ob sie irgendetwas für mich tun können, könntet ihr sie inständig bitten, mich nicht so kummervoll anzustarren?«

Thomas hatte sie noch nie so kunstvoll fremdartig und geheimnisvoll erlebt.

Einen Tag nach dem Begräbnis, mit ihren fünf Kindern im Salon, bemerkte Julia, dass ihre Schwägerin Elisabeth sich gerade anschickte, mit Heinrichs Hilfe das Sofa und einen der Sessel zu verrücken.

»Elisabeth, rühre die Möbel nicht an«, sagte sie.
»Heinrich, stelle das Sofa dahin zurück, wo es stand.«

»Julia, ich finde, das Sofa sollte an der Wand stehen. Dort, wo es jetzt steht, ist es von zu vielen Tischen umgeben. Ihr habt immer viel zu viele Möbel. Meine Mutter pflegte immer zu sagen —«

»Rühre die Möbel nicht an!«, fiel ihr Julia ins Wort.

Elisabeth schritt würdevoll zum Kamin und nahm dort eine dramatische Pose an, wie eine Frau in einem Theaterstück, die verletzt worden ist.

*